

Vor gut einem Jahr begann für mich das Abenteuer Peru, zehn intensive Monate, die mich noch lange begleiten werden. Es begann mit einem Flug ins Ungewisse, einem Flug mit gemischten Gefühlen. Einerseits Vorfreude endlich den Traum vom Auslandsjahr verwirklichen zu dürfen, andererseits Angst vor dem, was mich erwarten könnte und schließlich ein wehmütiges Gefühl das bisherige Leben sowie Familie und Freunde zumindest für zehn Monate zurücklassen zu müssen.

Während der ersten Wochen glich meine Gefühlswelt einer Achterbahnfahrt. Alles war spannend, aufregend, neu, aber auch ungewohnt und manchmal unangenehm, verwirrend. Kein Tag endete so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die einfachsten Dinge konnten mich unbeschreiblich glücklich machen – eine Busfahrt durch Lima war einfach genial -, diese Glücksmomente wurden aber auch immer wieder vom Heimweh unterbrochen – Was, immer noch neun Monate?!

Die Menschen im Heim versuchten uns den Anfang leicht zu machen, sie kamen mit viel Herzlichkeit auf uns zu, versuchten uns ihre Welt zu erklären, versuchten geduldig unser stockendes Spanisch zu verstehen. Ich brauchte Zeit all die neuen Eindrücke zu verarbeiten, kämpfte manchmal mit dem Heimweh. Am Wochenende machten wir viele Ausflüge, um Limas verschiedene Stadtteile kennenzulernen oder besuchten peruanische Bekannte, unter der Woche waren wir tagsüber bei den Kindern. Mit ihnen spielte ich gelegentlich Mühle, Volleyball oder Fußball, meistens half ich ihnen aber bei den Hausaufgaben. Hierbei war ich manchmal ungeduldig, erwartete, dass die Kinder selbstständiger ihre Hausaufgaben erledigen könnten oder bessere Grundlagen hätten. Es deprimierte mich, wenn ich den Eindruck hatte, dass die Kinder und Jugendlichen in der Schule kaum Fortschritte machten. Andererseits freute es mich, die Herzlichkeit und Anhänglichkeit der Kinder zu erleben. Sie kamen immer wieder auf mich zu, suchten meine Aufmerksamkeit. Es war schön nicht die strenge Erzieherin spielen zu müssen, sondern eben „nur“ die Freiwillige zu sein.

Während der ersten Monate reisten wir auch viel, lernten die Anden kennen, die Sanddünen Icas und im Januar schließlich den Regenwald. Diese Reisen zeigten uns ein unheimlich vielfältiges Peru, versprachen immer auch Abenteuer.

Ende Januar, nach den vier Wochen in den Tropen, freute ich mich darauf nach Tablada zurückzukehren, nun fühlte ich es richtig, Tablada war mein Zuhause geworden. Meine Gefühle befanden sich längst nicht mehr auf Achterbahnfahrt, wirkliches Heimweh gab es nicht mehr. Beim Personal des Hogars fühlte ich mich integriert, eben ein Teil der Gruppe, ähnlich erging es mir mit den Kindern. Vor allem zu den Jugendlichen gelang es mir freundschaftliche Beziehungen aufzubauen, bei ihnen fühlte ich mich pudelwohl. Mein Spanisch reichte endlich etwas über den gewöhnlichen Smalltalk hinaus, ich konnte intensivere Gespräche führen und so meine Gegenüber besser kennenlernen, es entstanden Freundschaften.

Nach einer Spende aus Spanien wurden im März für die Kinder ältere Computer eingerichtet. Wir begannen mit einigen Gruppen am PC schreiben zu üben und die ersten Schritte in Tabellenkalkulation und im Internet zu machen. Die Jugendlichen verwendeten vor allem das Internet für ihre Hausaufgaben.

Abgesehen davon boten wir dem Personal des Heimes einen dreimonatigen Deutschkurs an. Anfangs war die Motivation groß, auch wenn sie schließlich nicht viel mehr lernten, als Begrüßungs- und Abschiedsformeln. Dafür verbrachten die Angestellten viel Zeit zusammen, lachten über- und miteinander. Ich hoffe, dass wir so etwas zur Stärkung des Teams beitragen konnten.

Im März und April bot sich uns auch die Chance die Familien der Kinder und ihre Lebensverhältnisse kennenzulernen. Mit einem Fragebogen der Heimleitung besuchten wir die Familien. Die Besuche gestalteten sich sehr unterschiedlich, einige freuten sich, dass wir kamen, anderen war es unangenehm. Für diese Besuche bin ich sehr dankbar, es half mir die Kinder vor dem Hintergrund ihrer Familien besser zu verstehen und gab mir einen Eindruck davon, aus welcher unterschiedlichen Verhältnissen die Kinder kommen. Ein paar Kinder lebten in massiven Häusern, hatten Strom- und Wasseranschluss, manche sogar einen PC, andere lebten in einer 8 qm großen Hütte, schliefen zu dritt in einem Bett, der Boden war bloß festgestampfte Erde, das Wasser speicherten sie in einer

Wassertonne.

Kurz darauf lernten wir auch eine andere Realität der Millionenmetropole Lima kennen. Wir besuchten die Deutsche Schule und einen deutschen Lehrer, der mit seiner Familie in einem reicheren Wohnviertel lebt. Dort wirkte der Reichtum geradezu verschwenderisch auf mich.

Armut zu definieren fällt mir nach wie vor schwer. Was ist Armut und gibt es sie in Deutschland überhaupt? Ist ein in Deutschland lebender Hartz-IV-Empfänger reicher, als eine Peruanerin, die zwar in weit ärmlicheren Verhältnissen lebt, aber vielleicht besser in der Gesellschaft integriert ist? Schließlich darf der Begriff „Armut“ nicht nur auf das Materielle begrenzt werden, Armut hat viele Gesichter.

Im Juli musste ich Freunde und mein dortiges Leben zurücklassen. Mit einigen halte ich natürlich noch Kontakt, Peru ist immer noch präsent, auch wenn es gerade mit dem Studienbeginn etwas in den Hintergrund gerückt ist. Ich konnte mit einem zufriedenen Gefühl zurückkehren und die letzten Wochen wieder daheim genießen. Ich hatte die zehn Monate genutzt, habe viel von Peru gesehen und erlebt, bin ein Stück weit selbständiger, selbstbewusster und vielleicht auch erwachsener geworden.

In Peru konnte ich auch über den eigenen Tellerrand etwas hinaussehen, meinen Blickwinkel auf die Deutschen und auf Deutschland in mancher Hinsicht weiten.

Ich habe den Luxus schätzen gelernt, Wasser direkt vom Hahn trinken zu können und sich sowohl tagsüber als auch nachts überall frei bewegen zu können, ohne Gefahr zu laufen, gleich überfallen zu werden.

Wenn man die Herzlichkeit, die Gastfreundschaft und den vielen Körperkontakt z.B. bei Begrüßungen der Südamerikaner kennengelernt hat, kann man sich leicht vorstellen, warum Deutsche von Ausländern oft als kalt empfunden werden. Während der Zugfahrt von Frankfurt nach Basel wurden Verena und ich auch erst mal von „den Deutschen“ enttäuscht, weil wir eben nicht gleich von fünf Freiwilligen umgeben waren, die unsere Koffer tragen wollten. Aber da hatten wir eben Pech, im Gegenteil, in den letzten Wochen wurden wir immer wieder von der Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit überrascht, auch hier wird einem ganz genau der Weg erklärt, wenn man sich mal verlaufen hat – nicht nur in Peru!

Die Deutschen jammern ja gerne und auf hohem Niveau. Klar, 500 € Studiengebühren pro Semester sind für einen Studenten viel, aber verglichen mit anderen Ländern ist das einfach nichts. In Deutschland hat jedes Kind weitgehend unabhängig vom Geldbeutel der Eltern Zugang zu einer vernünftigen Schulausbildung. Auf eine Schule, die mit einer deutschen Schule vergleichbar ist, kann in Peru nur ein Kind der Oberschicht gehen. Selbst für eine Berufsausbildung müssen Peruaner bezahlen – sie verdienen dabei nichts.

Dankbar zu sein für die Annehmlichkeiten und die Möglichkeiten, die mir Deutschland bietet, auch das habe ich aus Peru mitgenommen.

Im vergangenen Jahr habe ich viele unbezahlbare Erfahrungen gemacht, die ich nicht missen möchte! Ich bin froh, dass ich all das, also Freud und Leid, Schönes und Verwirrendes mit Verena und Jakob teilen konnte und immer noch kann.